

Bestellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blu-
menau, São Bento,
Badensfurt, Brusque,
Desterro, Hammônia,
Itoupava, Limbó u.
Santa Izabela.

Der Christenbote

Monatsblatt

Der Christenbote er-
scheint Anfang jeden
Monats und kostet
jährlich 18000.

Der Bezugspreis ist
an die betreffenden
Pfarrämter zu
entrichten.

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

5. Jahrgang.

Blumenau, im Juli 1912.

Nr. 7.

„Heiliget aber Gott den Herrn in Euren Herzen.“

1. Petrus 3, 15a.

Diese apostolische Mahnung erinnert uns an die erste Bitte in unserm Vaterunser: „Geheiligt werde Dein Name.“ Und wir denken auch an die Erklärung, die wir aus dem kleinen lutherischen Katechismus gelernt haben: „Gottes Namen ist zwar an ihm selbst heilig; aber wir bitten in diesem Gebet, daß er auch bei uns heilig werde.“ Davon hängt unser Seelenheil ab, daß der heilige Gott auch von unserm Herzen Besitz ergreife! Was Gott der Herr durch Moses einst zum Volke Israel sagte, gilt in ganz besonderem Sinne auch für das Israel rechter Art, für uns Christen. „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.“ Das muß unser Ziel sein, dem wir alle nachstreben wollen. Wohl haben wir in unserer evangelischen Kirche keine Heiligenverehrung. Wir haben nicht den Mut einen Menschen, den wir kennen, und sei es auch der beste, heilig zu sprechen. Aber der Grund liegt doch nicht darin, daß wir das Heiligungsstreben überhaupt für verkehrt hielten. Im Gegenteil es ist uns voller Ernst damit. Auch das Gefühl unserer eigenen Schwäche darf uns nicht abschrecken und die Beobachtung, daß auch den frommsten Menschen immer noch Unvollkommenheiten anhaften, darf uns nicht einschüchtern. Das kann uns nicht zurückhalten, sondern muß uns nur ein erneuter Ansporn sein. Wir sehen auch darin eine Verirrung, wenn Christen sich selbst für heilig halten und meinen, sie könnten nun keine Sünde mehr tun. Solche Leute sind auf halben Wege stehen geblieben. Bei der Heiligung darf es aber keinen Stillstand geben, sondern nur Fortschritt, nicht äußerlich, sondern innerlich. Es handelt sich nicht darum, daß ein heller sichtbarer Lichtkranz unser Haupt umstrahle, sondern daß wir tüchtig werden am inwendigen Menschen, daß unsere Seele rein werde von allen dunklen schwarzen Flecken. Das Heiligsein ist ein Zustand des Herzens. Wir sind freilich gewohnt in übertragener Sinne auch äußerlich sichtbare Dinge mit dem Eigenschaftswort „heilig“ zu bezeichnen. Das darf jedoch zu keinem Mißverständnis Anlaß geben. So nennen wir unsere Gotteshäuser „heilige“ Gebäude. Sehr viele Christen meinen nun, daß sie, wenn sie nur hin und wieder leiblich ihre Kirche betreten, dadurch ein Anrecht auf die ewige Seligkeit gewonnen. An dem Ort und an dem Raum haftet jedoch zunächst nichts Besonderes. Wer nicht die Nähe Gottes gespürt hat in seinem Herzen; wer seine Seele im Gebet nicht zu ihm emporgeschickt, Trost aus dem Worte Gottes und einen Anstoß zu einem neuen Leben empfangen hat, verläßt das heilige Haus ohne Segen. Und für ihn wäre es ein Mißbrauch, dies Gebäude weiter so zu nennen. Ebenso, wer an den „heiligen“ Altar tritt und von den „heiligen“ Geräten durch die Hand des Geistlichen das „heilige“ Abendmahl empfängt und nicht kommt mit gläubigem, bußfertigen Verlangen, macht sich mehr als einer bloßen Gedankenlosigkeit schuldig. Er befindet sich nicht nur in einem Irrtum, sondern in einem gefährlichen Wahn, daß er das Heil seiner Seele verschert. Weiter ist die Bibel doch nur für den ein „heiliges“ Buch, der es liest zu seiner Erbauung, um darin den Weg zu Gott zu suchen. Eine kranke Seele findet darin Genesung, das weltmüde Herz Erfrischung. Wenn das seine Bibel bedeutet, der wird sich nie dazu bewegen lassen, sie zu andern törichtem Zwecken zu benutzen. Man kann öfter davon hören, daß von abergläubischen Leuten mit dem „heiligen“ Buche Unfug getrieben und es zu Zauberei mißbraucht wird. Da soll den auch ein Bibelspruch bei Krankheit des Leibes helfen. Die Menschen brauchen den lieben Gott gern nur in irdischer Not;

wie sie selber, wie ihr eignes Herz besser werden kann, danach fragen sie nicht viel. Daß der heilige Geist an ihrer Seele arbeitet, darauf achten sie nicht. Und doch sagt Jesus: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe hier oder da ist es. Denn sehet das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ Dort wollen wir ihm auch eine Stätte bereiten, daß sein Name auch bei uns geheiligt werde. Wie geschieht das? „Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird und wir auch heilig als die Kinder Gottes danach leben.“ Das hilft uns lieber Vater im Himmel!

Notwendigkeit der religiösen Kultur.

Die Juninummer des „Christenboten“ brachte einen Artikel mit der Überschrift: „Das Christentum in Japan.“ Hierin wurde ein Rundschreiben des japanischen Ministers des Innern Tokonami erwähnt, das zum Wohle des Staates die drei Hauptreligionen des Landes zu gemeinsamer Arbeit aufforderte. Es war dazu unter andern bemerkt worden: „Erfreulich an dieser Erklärung ist eigentlich nur die Einsicht, daß sie sich durch bloße Morallehre nichts erreichen läßt. Es liegen jetzt neuere Nachrichten vor, und diese sind um so erfreulicher, als sie zeigen, daß gerade in dem Punkt, den wir für beachtenswert hielten, die Absicht der Regierung auch einen Erfolg hatte: „Am 25. Februar (1912) hat im Adelsklub von Tokio auf Anregung des japanischen Vizeministers Tokonami eine Konferenz von buddhistischen, schintoristischen und christlichen Geistlichen stattgefunden: die erste Folge aus dem Rundschreiben an die Presse. Der Einladung hatten 16 Schintopräster, 10 christliche Pastoren und 57 Buddhisten Folge geleistet; die Higashi-Hongangi-Sekte, die größte und einflussreichste in Japan, hatte die Beteiligung abgelehnt. Die Regierung war u. a. durch den Minister und Vizeminister des Innern, den Justiz-, Verkehrs- und Marineminister und den Direktor des Religions-Bureaus vertreten. Der Minister des Innern, Hara, erklärte, niemals daran gedacht zu haben, die drei Religionen irgendwie zu verschmelzen; es handle sich nur darum, alle drei zu gemeinsamer Pflege der geistlichen Entwicklung des Volkes heranzuziehen. Demgemäß einigte sich die Konferenz zu der Erklärung: „Wir bemerken, daß die Gründe der Behörden für die Berufung einer gemeinsamen Konferenz von Abgeordneten der drei Religionen die sind, die Achtung vor der Würde und Autorität der Religion zu stärken, die Moral des Volkes zu fördern und die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, wie die Vertreter der Politik, Erziehung und Religion selbst immer ihrem Glauben anhängen und zugleich danach streben, die Ehre des kaiserlichen Hauses zu wahren und dem Fortschritt der Zeit zu dienen. Da wir einsehen, daß das durchaus mit den Grundsätzen unseres Glaubens übereinstimmt, verpflichten wir uns, mit aller Kraft für die Besserung der gesellschaftlichen Ordnung tätig zu sein, immer in treuer Anhänglichkeit an unsern Glauben. Wir hoffen weiter daß auch die Behörden ihr Bestes tun werden, um dieses Ideal zu erreichen.“ Im Anschluß an diese Erklärung wurden folgende Resolutionen angenommen: 1. Es soll unsere Aufgabe sein, unsere verschiedenen Glauben zu pflegen, das Wohl des kaiserlichen Hauses und Staates zu fördern. 2. Wir hoffen ernstlich, daß die Behörden die Religion achten, engere Beziehungen zwischen Politik, Religion und Unterricht herstellen und den Fortschritt der Nation auf diese Weise unterstützen werden. — Herr Tokonami erklärte in einer Schlußansprache, die Religion sei zur Förderung des Wohles der

Nation und der Hebung der Moral des Volkes unentbehrlich. Er hoffe daher, daß derartige Konferenzen fortan regelmäßig jedes Jahr abgehalten würden (Deutsche Japanpost 2. März 1912).

In diesem Bericht muß uns zuerst die Selbstverteidigung des Ministers des Innern Hara, auffallen. Er hat nie daran gedacht, die drei Religionen zu verschmelzen. Nach dem Wortlaut des Rundschreibens seines Vizeministers mußte man diese Absicht vermuten, wie wir ja auch auf diesen Gedanken gekommen sind. Sicherlich wird sich dadurch auch jene oben erwähnte Sekte von der Beschickung der Konferenz haben abhalten lassen. So wie jetzt das Vorhaben der japanischen Regierung erscheint, wird man ihr nicht mehr mangelnde staatsmännische Einsicht vorwerfen können. Auch das muß man sagen, die Erklärung und die Resolutionen der Religionsvertreter zeugen von stilllichem Ernst, dem das Wohl des ganzen Volkes am Herzen liegt. Und ihren Glaubensüberzeugungen vergeben sie nichts. Für das gemeinsame Arbeiten ergeben sich freilich nur sehr allgemeine Richtlinien. Ueber die Verwirklichung im Einzelnen läßt sich noch gar nichts ersuchen. Darauf kommt aber alles an. Immerhin wäre es an sich schon sehr zu begrüßen, wenn durch die jährlichen Konferenzen den häßlichen Streitereien der Religionen unter einander Abbruch getan würde. Denn davon hat nach alter Erfahrung nur die „religionslose Moral“ ihren Vorteil. Dadurch wird nur ein falscher Eifer, der Fanatismus und damit eng verbunden die religiöse Gleichgültigkeit großgezogen. Aber trotz alledem darf der Kampf mit den Waffen des Geistes für das Christentum in Japan niemals aufhören, wenn es nicht seinen kostbaren Inhalt verlieren will, und wenn nicht das ganze religiöse Leben in jenem Lande darunter Schaden leiden soll.

Selbstmord und Islam.

Nach den Untersuchungen eines jungen türkischen Arztes, Dr. Bipa Bey, sind im Jahre 1910 in den beiden Provinzen Syrien und Kleinasien deren Bevölkerung auf 5 Millionen geschätzt wird, nur 47 Fälle von Selbstmord vorgekommen. Davon betrafen 3 Oesterreicher, 12 Griechen, 8 russische Kaukasier, 9 Armenier und nur 15 Mohamedaner, von diesen sind wieder 11 in Hafenstädten mit europäischem Einfluß vorgefallen. Dr. Bipa Bey erklärt das seltene Vorkommen des Selbstmordes unter den Moslim aus dem Fatalismus, der keinerlei Pessimismus aufkommen lasse. „Die Vorstellung, daß alles „im Buche“ verzeichnet steht und daß der Cherub Dschebrail schon morgen die Seiten der Freude aufschlagen kann, läßt fast alle das Hundeleben vergessen, das die Menge des Volkes im Morgenlande führt.“ Sind diese Mitteilungen für einen Christen nicht einfach beschämend? Gewiß, das Christentum hält seine Anhänger nicht wie der Mohamedanismus in träger stummer Ruhe auf niedrigerer Kulturstufe zurück. Es hat den Ruhm für sich unter die christlichen Völker zugleich kulturfördernd zu sein. Ein Christ fühlt denrieb in sich auch die äußere Lebenslage, sowohl die eigene als die des Nächsten zu heben. Und so sehen wir in den christlichen Ländern im Unterschiede von den mohamedanischen, die erst anfangen von uns zu lernen, wie besonders die junge Türkei, überall ein schnelles Vorwärtstreben. Ein Christ sagt nicht, wie ein Mohamedaner, das ist einmal so und läßt sich nicht ändern. Man muß alles hinnehmen, wie es kommt.“ Er fragt sich, wie lassen sich die Verhältnisse bessern. Aber es ist doch so, viele machen innerhalb der Christenzeit diese Versuche ohne Gott und wenn dann Fehlschläge kommen, die niemals ausbleiben können, dann ist die Ratlosigkeit und die Enttäuschung groß. Und so mancher verzweifelt ganz und weiß keinen andern Ausweg als den Tod. Ein Mohamedaner kommt gar nicht auf diesen Gedanken, dem Schicksal Gehalt zu tun oder es zu beschleunigen. Er meint das geht allein seinen Weg. Man muß sich fragen, ob er nicht in diesem Glauben glücklich ist? Glücklicher als ein gottloser Namenschrist ist er jedenfalls. Aber innerhalb der Christenheit sollten die Selbstmorde noch viel seltener sein. Sie dürften hier eigentlich überhaupt nicht vorkommen. Wir Christen glauben doch nicht an Gott, als an eine Alles widerstandslose beherrschende Macht. Für uns ist er der liebende Vater. Wir sehen in dem Lebensbilde Jesu Christi insbesondere, wie er sich der Armen, Elenden, Schwachen und Unterdrückten freundlichst annimmt. Auch der Schuldbehaftete braucht nicht zu verzagen. Ihm kann geholfen werden. Er darf im Glauben der Versöhnung seines Gottes gewiß ein neues Leben anfangen. So hat für ihn auch das irdische Leben einen viel höheren Wert, als für den Mohamedaner. Dasselbe nichts achtend fort zu werfen, sollte innerhalb der Christenheit

ausgeschlossen sein. Möchte so jene Statistik des türkischen Arztes dazu dienen daß wir uns darauf bestunnen was wir an unserm Christenglauben haben. Auch Zahlen reden mitunter eine eindringliche Sprache.

Zum Untergange der „Titanie“.

Alle Zeitungen brachten in den letzten Wochen ausführliche Schilderungen von dem Untergang des neuesten englischen Riesenschiffes. Dazu kann man in jedem Blatte längere Betrachtungen lesen. Und überall, wo Menschen zusammen kamen, werden sie ausführlich darüber gesprochen und ihre Gedanken ausgetauscht haben. Möchte der Eindruck den jenes Ereignis auf die Menschen gemacht hat, nicht sobald unter den Beschnitten des Tages sich verwischen, nicht daß sie in ihrer Lebensfreude gelöst werden, wohl aber, daß sie anfangen den Sinn des Lebens tiefer zu erfassen, damit die Verantwortung für das eigene und für fremdes Leben größer wird. Mit den heilsamen Bestrebungen, die darauf huzielen, solche Unglücksfälle nach Möglichkeit in Zukunft zu vermeiden, wollen wir uns hier nicht beschäftigen, so sehr wir ihnen auch Erfolg wünschen. Es gibt ja noch eine viel höhere Verantwortung, auch für das eigene und für das Leben des Nächsten, die wir allein unserm Gotte schuldig sind. Wenn wir in diesem Sinne fragen, wie hat die Menschheit die Nachricht von jenem gewaltigen Unglück aufgenommen, bei dem 1600 Menschen das Leben lassen mußten, so kann man ihr im Allgemeinen von einzelnen Stimmen und Äußerungen abgesehen, die aber in der Menge verschwinden, nur ein gutes Zeugnis ablegen. Allzu gewaltig hatte Gott der Herr gesprochen. Und wer auch nur an ein Naturgeschehen glaubt, der wagte sich trotzdem mit Spott und Lästerung nicht heraus. Und auch solche Kreise, die immer meinen, die Frömmigkeit in Erbpacht zu haben, hielten sich in ihrem Triumph über die Gottlosen zurück. Und das ist auch gut so. Dadurch wird niemand gewonnen. Eins ist besonders auffällig. Nach dem Erdbeben von Messina, wo hunderttausende umkamen, fragten sich viele halbgläubige Gemüter: Wie konnte Gott solches zulassen? Sie konnten den Tod und die Schrecken so vieler Menschen nicht mit der Fürsorge, Liebe und Güte Gottes vereinigen. Und die Ungläubigen verkündeten überall: Seht, das ist doch ganz klar, daß es keinen Gott geben kann. Damals sahen sich viele Pastoren genötigt, auf der Kanzel über das Erdbeben zu predigen, um in ihrer Gemeinde den erschütterten Gottesglauben zu festigen und von falschen Stellungen zu reinigen. Jetzt bei dem Unglück der Titanie hieß es allgemein: „So kann es nicht weiter gehen.“ Wohin auch immer die Schreckensbotschaft kam, das erste, was die Menschen sagten, war: „So kann es nicht weiter gehen.“ Und das ist richtig, nicht in dem Sinne, wie es manche ängstliche Gemüter wohl meinten: So große Schiffe dürfen nicht mehr gebaut und die Schnelligkeit der Dampfer darf nicht mehr gesteigert werden. Dort sind uns Menschen noch keine Grenzen gesetzt. Wohl aber der Verstand, die falsche Sicherheit und die Rücksichtslosigkeit müssen aufhören. Diese sind aber nicht nur auf dem Wasser zu finden. Und vielleicht hat auch zu manchem, der nichts mit der Schifffahrt zu tun hat, und immer auf dem Lande bleibt, eine innere Stimme leise aber doch vernehmlich gesprochen: „So kann es nicht weiter gehen. Das Sterben so vieler Menschen auf einmal, die wenige Stunden vorher noch gar nicht an die Möglichkeit dachten, hat die Augen öffnen müssen, für die Gefahren, die uns überall bedrohen. Und wenn der Tod dann kommt, wie können wir unsere Seele retten? Wohl dem Menschen, der sich rechtzeitig um Sicherheitsmaßregeln bekümmert.“

Allerlei Gedanken über Gedanken.

Es gibt nicht so viele Stunden in einem Jahre, als man Gedanken in einer Stunde haben kann.

Die Gedanken fliegen scharenweise wie die Stare, man kann sie ebensowenig zählen, wie die dürrn Blätter im Herbst.

Was für ein unruhiges Geschöpf ist doch der Mensch! Seine Gedanken tanzen auf und nieder, wie Mücken an einem Sommerabend. Das macht das Denken zu einem sehr wichtigen Geschäft. Aus Kleinem wird etwas Großes, aus Gedanken werden Taten. Ein Sandkorn ist leicht, kommt eins zum andern, so wird ein großer, schwerer Haufen daraus. Gute Gedanken werden unsere Seele mit Himmelsliedern füllen, böse Gedanken werden zu einem Bleigewicht, das uns in die Hölle hinabzieht:

Man sagt, Gedanken sind zollfrei, aber sie sind nicht höllenfrei. Wir können wegen unserer Gedanken vor keinen irdischen Gerichtshof gefordert werden, aber wir müssen uns wegen unserer Gedanken sünden einmal vor einem höheren Tribunal verantworten. Böse Gedanken sind das innerste Mark der Sünden, der Zunder, in dem der Funke der Versuchung sich fängt, das Nest, in dem alle bösen Vögel ihre Eier legen.

Denke niemand, daß die Gedanken dem Herrn nicht bekannt seien; denn er hat ein Fenster, das sich in das innerste Gemach der Seele öffnet, ein Fenster, das man durch keine Läden schließen kann. Für den Himmel gibt es keine Geheimnisse. Was im Privatgemache des Herzens geschieht, ist öffentlich, als ob es auf der Landstraße geschehen sei.

Es werden etliche unter den Lesern sagen, daß böse Gedanken unwillkürlich in ihnen aufsteigen. Das mag sein, aber die Frage ist die, ob sie sie lassen oder nicht.

Wir können es den Dieben nicht nehmen, in unsere Fenster hineinzusehen; wenn wir ihnen aber die Türen aufmachen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie näher treten. Wir können die Schmutzvögel nicht hindern, über unsere Köpfe hinauszufiegen, aber wir dürfen es nicht dulden, daß sie ihre Nester in unsern Haaren machen. Wenn böse Gedanken auch in uns aufsteigen, so dürfen sie doch nicht über uns herrschen, wir dürfen nicht mit ihnen spielen und liebäugeln.

Was aus einem bösen Gedanken werden kann, das vermag niemand zu sagen. Siehe ein kleines Feuer, welches einen großen Wald zündet's an. Hätsche die Sünde auf dem Schoße des Gedankens, und es wird ein Riese aus ihr erwachsen.

Darum mahnt uns die göttliche Weisheit das Dichten und Trachten unseres Herzens täglich zu beachten und gute Gedanken in uns zu hegen und zu pflegen.

Gute Gedanken sind segensbringende Gäste, und sollen herzlich willkommen sein. Wie eine Henne ihre Küchlein unter ihren Flügeln hegt, so sollen wir alle heiligen Gedanken in uns pflegen.

Heilige Gedanken bringen heilige Worte und heilige Taten hervor. Ein sicherer Weg, einen Sack voll Schmutz freizuhalten, ist der, ihn bis oben hin mit Weizen zu füllen. Wenn man eitle, sündige Gedanken fern halten will, so tut man gut, die Gedanken auf göttliche Dinge zu richten. Spurgeon.

Aus D. M. Luthers Briefen.

8. Fortsetzung.

An Melancthon. Koburg, 30. Juni 1530.

Gnade und Friede in Christo! Was ich Dir, mein Philippus, noch schreiben soll, fürwahr, ich weiß es nicht; so sehr verleidet mir der Gedanke an Deine verkehrten und eitlen Sorgen und Schreiben. Ich weiß ja, daß ich tauben Ohren predige. Das macht, weil Du Dir allein glaubst, nicht aber mir und den andern, zu Deinem großen Schaden. Ich will Dir die Wahrheit sagen. Ich bin in größeren Ängsten gewesen, als Du hoffentlich jemals erfahren wirst, und ich wünsche keinem Menschen, auch nicht einmal denen, die jetzt so wider uns wüten, wie große Frevler und Bösewichter sie auch sein mögen, dasselbe durchzumachen. Und doch habe ich bei solchen Beschwerden oft Erleichterung gefunden durch den Zuspruch eines Bruders, bald aus Deinem Munde oder Bugenhagens oder Jonas (die beiden gleichfalls Freunde Luthers, Mitreformatoren und seine Gehilfen bei der Bibelübersetzung) oder sonst eines. Warum hörst Du, da die Reihe an Dich kommt, nicht auch auf uns, da wir gewiß nicht fleischliche oder weltliche Rede führen, sondern ohne Zweifel in Gottes Namen reden durch den heiligen Geist? Wir mögen immerhin verächtlich sein, aber er, der durch uns redet, verdient, ich bitte Dich, keine Verachtung.

Soll's denn erlogen sein, daß Gott seinen Sohn für uns gegeben hat, so sei der Teufel an meiner Statt ein Mensch oder eine seiner Kreaturen. Ist's aber wahr, was machen wir dann mit unserm leidigen Fürchten, Zagen, Sorgen und Trauern? Als wollte er in geringeren Dingen versagen, der seinen Sohn gegeben hat, oder als wäre Satan mächtiger als er!

Bei den inneren Kämpfen bin ich verzagter, Du mutiger; dagegen in öffentlichen Kämpfen tauschen wir die Rollen. Denn Du fragst wenig nach Deiner Person, aber für die gemeine Sache fürchtest Du; ich dagegen bin der gemeinen Sache wegen guten und getrosteten Mutes; denn ich weiß, daß sie recht und wahr ist, ja, noch mehr, Christi und Gottes selber, welche nicht also erbläst ihrer Sünden halben, wie ich kleiner Heiliger erblaffen und zittern muß bei meinen inneren Kämpfen (wenn das ein „innerer“ Kampf heißen darf, der geführt wird zwischen mir

und dem Satan) den öffentlichen Kämpfen gegenüber bin ich ein sorgloser Zuschauer, und diese drohenden und wütenden Bazillen achte ich nicht soviel! Wenn wir fallen, so fällt Christus mit uns, er, der Herrscher der Welt. Und laß denn er falle, so will ich lieber mit Christo fallen, als mit dem Kaiser stehen.

Und Ihr haltet doch nicht allein die Sache. Wahrhaftig, ich stehe Euch treulich bei mit Seufzen und Beten; wollte Gott ich dürfte auch leiblich bei Euch sein! . . .

Ich bitte Dich um Christi willen, verachte nicht jene Verheißungen und Tröstungen Gottes, da er spricht: „Wirf Deine Sorge auf den Herrn“ — „Harre des Herrn“ — „Sei männlich und starken Herzens“ — und wovon Psalter und Evangelien voll sind: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Es wird ja nicht falsch sein, das weiß ich fürwahr, daß Christus der Überwinder der Welt ist. Was also zittern wir vor der überwundenen Welt, gleich als wäre sie der Überwinder? Sollte einer doch solchen Spruch auf seinen Knien von Rom nach Jerusalem holen! Aber weil wir sie zu tausenden haben und ihrer gewohnt sind, achten wir sie nicht. Das ist aber nicht gut. Ich weiß das ist Schwachheit des Glaubens — da laßt uns beten mit den Aposteln: „Stärke uns, Herr, den Glauben!“ . . . Ich bete für Dich, habe für Dich gebetet und werde für dich beten. Und ich zweifle nicht, das ich erhört bin. Denn ich fühle das Amen in meinem Herzen. Wenn nicht geschehen wird, was wir wollen, wird geschehen, was besser ist. Denn wir warten auf ein künftiges Reich, wenn alles getragen haben wird in der Welt.“

Das ist eine gewaltige Rede und sie wird ihren Zweck bei Melancthon nicht verfehlt haben. Denn es sind nicht nur bloße Worte aus sicherem Verstand heraus geschrieben. So mächtig war der Kurfürst von Sachsen auch nicht, daß er Luther vor allen Feinden immer hätte schützen können. So hat das, was Luther schreibt, doppeltes Gewicht. Er hatte wohl wieder wie einst in Worms den Mut mitten unter seine Gegner zu treten. Seine Freunde konnten ihn nur mit Mühe davon abhalten. Luther war aber ein Mann der nicht nur durch seine Gegenwart sondern auch aus räumlicher Ferne wirkte, wie er jetzt auch noch aus zeitlicher Ferne eine Wirkung ausübt auf die, welche sich beim Lesen seiner Briefe und Schriften unter den Eindruck seiner Persönlichkeit stellen. Unter allen Briefen sind unsere abgedruckten Briefe, die er von der Koburg geschrieben hat, sicher die bedeutendsten. Wo dem großen Reformator in Deutschland schon so viele Denkmäler gesetzt sind, ist es zu verwundern, daß noch keins auf der Koburg steht. Man hat aber kürzlich den Entschluß dazu gefaßt.

Wie kommen die Kosten zu einem Kirchbau zusammen.

In manchen unserer Gemeinden setzt es noch immer an einem würdigen Kirchengebäude. Hier möchte man gern einen Turm mit schönen Glocken aufbauen, dort das Innere der Kirche ausschmücken. Bisherorts hätte man gern eine neue Orgel oder wenigstens ein Harmonium. Aber man scheut die hohen Kosten. Wie kann man da den zögernden Mut zusprechen. Das Beste ist sicherlich ein gutes Beispiel, das zeigt, daß man es nur wagen soll, freilich nicht ohne sich selbst anzustrengen und ohne selbst Opfer zu bringen. So ist denn die evangelische Gemeinde Rothfärben bei Breslau ein löbliches Vorbild:

„Während Rothfärben eine im Jahre 1654 den Evangelischen gewaltsam entzogene katholische Kirche hat, die seiner Zeit, um 1600, unter großen Opfern durch einen protestantischen Goelmann, Adam von Hanniwalde, in so kunstfreundiger Weise ausgeschmückt worden ist, daß sie heute noch nach dem Urteil erster Fachleute durch ihre Kunstwerke vor den Tausenden der Dorfkirchen des Ostens Deutschlands sich auszeichnet — fehlt es in Rothfärben an einer evangelischen Kirche. Aber der Geist Hanniwalde's, der seine Kirche mehr liebte, als sein Geld und Gut, ist wieder lebendig geworden. Zum anderen Male ist das evangelische Bekenntnis daran, sich ein Gotteshaus zu bauen. Infolge der Eisenbahn und aufstehender Industrie ist Rothfärben auf 1300 Seelen angewachsen, von denen 770 evangelisch sind. Das Bedürfnis nach evangelischem Gottesdienste wurde immer unabweisbarer. An einem denkwürdigen Himmelfahrtstage fand am Friedhof unter freiem Himmel, seit über 250 Jahren zum ersten Male wieder, evangelischer Gottesdienst statt. Vereinzelt waren aus den nächsten Dörfern Männer gekommen, die es wie die Rothfärbener stundenweit bis zum nächsten Gotteshause hatten. Die Gemeinde hat um regelmäßige Gottesdienste. Man wanderte vom Friedhof in einen Gasthauseaal; als der sich als unzulänglich erwies, in einen geräumigen „Ball- und Tanzsaal“, wo

die Gemeinde noch heute ihre Gottesdienste, Abendmahlsfeiern usw. abhält, freilich mit immer größerer Sehnsucht nach einem eignen Gotteshaus ausschauend; denn das jetzige Lokal bringt — von allen andern abgesehen — eben doch nur allzuviel Umstände, Schwierigkeiten und Störungen mit sich. Im Sommer 1909 begannen die ersten Sammlungen. Im Juli 1911 wurde die Kirchengemeinde Rothsleben gegründet und darin 7 Dörfer zusammengeschlossen mit einer Seelenzahl von 1700 Evangelischen. Die ganze Kirchenbaubewegung ist getragen von einem fröhlichen, sieghaften Vorwärts. Unser Kirchenbaufonds beträgt zur Zeit 30 000 Mark. Davon hat die arme Gemeinde (gerade die Honoratioren von Rothsleben sind sämtlich katholisch) über die Hälfte aus eignen Mitteln aufgebracht. Der Bauplatz ist geschenkt, die Glocken läuten bereits, Altar, Kanzel, Taufstein sind gestiftet. Sie warten nur noch auf die Mauern, die sie aufnehmen sollen. Die Gemeinde ist eins in ihrer hingebenden Liebe zur Kirchbausache. Auch die Armen kommen und bringen ihr Scherlein, da eine Hofmagd 2 Fünzigpfennigstücke, hier eine Witfrau 1 Mark, da ein Knecht seinen Taler. Die in den sonntäglichen Gottesdiensten aufgestellte Kirchbaubüchse hatte im Jahre 1911 einen Ertrag von 620 Mark. Oberschlesische Kalkwerke haben uns in den letzten Wochen über 1000 Zentner Kalk geschenkt. Da bemächtigte sich eine fröhliche Bewegung der Geister — denn nun konnte man den ersten sichtbaren Anfang zu dem lang ersehnten Werke machen. 36 fleißige Hände haben die Kieselgrube ausgehoben und eben so freudig ist dann der Kalk eingelöscht worden. Was möchte die Begeisterung lieber, als schon morgen den Grundstein legen, damit die Sehnsucht: heraus aus dem Wirtshaus in ein freundliches Gotteshaus, bald erfüllt wird. Und doch ist noch ungeheuer viel zu tun! Veranschlagt sind die Kosten für Kirche (500 Sitzplätze) und Pfarrhaus auf insgesamt 110 000 Mark. Davon ist noch nicht einmal der dritte Teil vorhanden. — Gleichwohl lebt auch so noch die ganze Gemeinde von der Hoffnung, das Jahr 1912 werde den Tag der Grundsteinlegung bringen."

Der Mut dieser Gemeinde ist ohne Zweifel zu bewundern, die sich ein so großes Werk mit ihren schwachen Kräften vorgenommen hat. Aber ebenso zu loben und nachahmenswert ist die Einigkeit, die der Berichterstatter rühmend hervorhebt. Wo Einigkeit herrscht, da ist zugleich immer Begeisterung, die auch etwas Bögernde und Abwartende mit fortzieht. Wenn alle sich beteiligen, gibt jeder Einzelne noch einmal so gern und doppelt so viel. Und durch viele kleine Gaben kommen auch hohe Summen zu Stande. Sicherlich ruht auf den Beiträgen der Armen ein besonderer Segen. Da sieht sich mancher Reichere veranlaßt tiefer in seine Tasche zu greifen, als er sonst wohl getan hätte. Trotz alledem liegt auf der Hand, daß jene Gemeinde noch sehr der Hilfe der Glaubensgenossen bedarf, derer sich schon seit langer Zeit eines schönen Gotteshauses erfreuen. Es ist ein gutes Zeichen unserer evangelischen Kirche, daß alle bedürftigen Gemeinden der Unterstützung sicher sein und fest damit rechnen können. Auch unsere Gemeinden hier in Santa Catharina haben davon schon viel erfahren, wie man in der deutschen Heimatkirche ihrer gedenkt. Auch wir sind es schon fast gewohnt eine Gabe von drüben bei unsern kirchlichen Bauten usw. mit in Rechnung zu ziehen. Es wäre verkehrt, wenn das dazu führen sollte, daß wir nun unsere eigene Leistungskraft weniger anstrengen. Gerade das oben erwähnte Beispiel zeigt es uns, daß unsere deutsche Heimatkirche auch nicht aus dem Ueberfluß heraus, die Ausländsgemeinden unterstützt und in ihrer eignen Mitte selber noch bedürftige Gemeinden hat. Wer das bedenkt, wird sicherlich die Hilfe des hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrates und des Gustav Adolf-Vereins doppelt hoch bewerten. Das nur so nebenbei! Allen Gemeinden die gern bauen oder ihr Kirchgebäude verbessern möchten, sei zugerufen: Mit Gottes Hilfe, allen Kräften, nur mutig los! Wo man bereits angefangen hat und der Weiterbau Schwierigkeiten macht, ebenfalls. Mit Gottes Hilfe, mit allen Kräften, nur mutig Vorwärts.

Aus unsern Gemeinden.

Am Dienstag, dem 11. Juni, tagte in Blumenau die Hauptversammlung des deutschen Schulvereins für S. Catharina. In diesem Verein haben sich Anhänger verschiedener Religionsgemeinschaften zu gemeinsamer Arbeit zwecks Hebung der geistigen Bildung unserer deutschen Volksgenossen zusammengeschlossen. Nicht die Gleichgültigkeit gegen das eigene Glaubensbekenntnis, sondern die gleichmäßige empfundene Not und der in gleicher Weise gefühlte Trieb Abhilfe zu schaffen, hat hier um die

Einzelnen ein Band geschlungen. Bekanntlich verdanken wir der Mitwirkung des Vereins bereits die Einführung des Evangelischen Religionsbuchs von Armstroph, sowie des Predigtbuchs „Der Lehrer am Sarge.“ Auch für die deutschen katholischen Schulen gelangt jetzt zur Hebung der religiösen Unterweisung eine katholische Schulbibel durch seine Vermittelung zur Einführung. Auch die letzte Hauptversammlung zeigte wieder, wie man im Verein darauf bedacht ist, alles zu tun, die religiöse Bildung zu fördern. Von den Geistlichen wird ja im Konfirmandenunterricht die mangelnde Kenntnis der Kinder namentlich in der biblischen Geschichte häufig als hemmend und als tieftrauriger Uebelstand empfunden. Das bloße verständnislose Auswendiglernen des Katechismus kann doch niemals genügen. Das kann nicht oft genug gesagt werden. In der Versammlung wurde die Notwendigkeit der Besserung von allen Anwesenden zugestanden. Allgemein erschien es als wünschenswert, daß man in allen unsern evangelischen Schulen dahin kommen könnte, einen bestimmten religiösen Lehrplan aufzustellen. Der „Stoffverteilungsplan für den Religionsunterricht nach dem Religionsbuch von Armstroph“ von Herrn Pfarrer Bornfleth, S. Bento, wie er in unserm Christenboten in mehreren Nummern d. J. veröffentlicht worden ist, wäre da das ersirebnswerte Ziel und sollte vorbildlich werden. Um nicht gleich zuviel zu verlangen, daß dann gar nichts die Folge wäre, gaben sich die anwesenden evangelischen Geistlichen auch mit weniger vorläufig zufrieden, wenn nur Fortschritte gemacht würden. Natürlich wurden auch die Schwierigkeiten und die entgegenstehenden Hemmnisse nicht übersehen. Da ist vor allen Dingen der häufige Lehrerwechsel an vielen Schulen. Ein Lehrer hat sich kaum eingearbeitet, die Kinder im Lesen und Schreiben nur notdürftig gefördert. Da muß er schon wieder fort. Es wurde auch festgestellt, daß dort, wo langjährig erprobte Lehrer im Amt sind, die Verhältnisse besser sind. Alles hängt also von der Personenfrage ab, und diese, das soll auch nicht verschwiegen werden, von der Geldfrage. Was kann eine Schulgemeinde verlangen von einem Manne, den sie in der jämmerlichsten Weise, wie leider noch sehr oft geschieht, besoldet. Jeder (also auch der Beser des Christenboten), der irgendwo Schulmitglied ist, kann so dafür sorgen, daß es besser wird. Zugleich sollten alle Mitglieder, besonders die Vorstände, dafür Sorge tragen, daß in allen Schulen Religion im Lehrplan steht, und wo das der Fall ist, daß dort auch die Stunden ausgenutzt werden. Ferner wurde in der Versammlung beklagt, daß es noch für die Hand mancher Lehrer, an die nicht fachmännisch Vorgebildeten ist dabei gedacht, an Büchern fehle, die ihnen den Unterricht in Religion erleichtern. Wie dem Berichterstatter nachträglich zu Ohren gekommen ist, soll auch dafür Abhilfe geschaffen werden und ein geeignetes Hilfsmittel gefunden worden sein, das freilich erst wieder aus Deutschland bestellt werden muß. Radlach, Pfarrer.

Florianoopolis. Für den Kirchenbaufonds bewilligte der Ober-Kirchenrat einstweilen einen Beitrag von 1000 M., der Gustav Adolf-Hauptverein Düsseldorf 100 M., der Zweigverein Rauen 50 M. Die Kirchenbau-Sammlungen innerhalb der Gemeinde haben ein erfreuliches Ergebnis, und hoffen wir dem erstrebten Ziele nicht mehr allzufern zu sein. Dem Frauen-Verein wurde vom Vorstand der Frauenhilfe fürs Ausland mitgeteilt, daß er hoffe, seine Arbeit in Brasilien spätestens zu Anfang des kommenden Jahres aufnehmen zu können, und werde er dann das hiesige Schwestern-Gesuch mit in erster Linie berücksichtigen. Das Schwestern-Mutterhaus soll von Münster i. W. nach Wittenberg verlegt werden.

Bahoga. Zur Abtragung der Kirchenschuld übermittelte der Gustav Adolf-Hauptverein Darmstadt 200 Mark, der Frauenverein Darmstadt 40 M. Seitens der Municipal-Kammer wurde eine Fußsteig-Anlage vor dem Kirchengelände verlangt. Diese Anlage wurde bis zum diesjährigen Kirchweihfeste (16. Juni) vollendet. Die Kosten wurden durch eine Sammlung innerhalb der Gemeinde aufgebracht.

3. Tagung der Konferenz für evangelische Gemeindearbeit am 16. und 17. April in Erfurt.

Der Besuch von Gemeindevertretern (darunter recht viel Pastoren) war gut und stand wohl kaum hinter der letzten Tagung in Darmstadt zurück. Die Teilnahme aus der Stadt ließ, abgesehen von den beiden Gemeindeabenden, zu wünschen übrig.

Zum ersten Mal war in das Programm der Tagung ein Gottesdienst aufgenommen. General-Superintendent D. Jaksch-Magdeburg predigte in feinsinniger Weise über 1. Tim. 3, 15: Die Gemeinde und Du. Sie ist die Trägerin der Wahrheit. Wie steht Du dazu? Der Leiter, Pfarrer Stock-Großlichterfelde, stellte in seiner einleitenden Ansprache der 3. Tagung die Aufgabe, die alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen und sodann mehr als Begeisterung, nämlich Richtlinien für die Arbeit zu geben und gemachte Erfahrungen untereinander auszutauschen. Das Ziel bleibt, der Pastorenkirche ein Ende zu machen und die Kirche des allgemeinen Priestertums heraufzuführen, der Predigtkirche ein Ende zu machen und die Gemeinden zu Bruderschaften des Glaubens und der Liebe zu gestalten. Die Reform der evangelischen Kirche kann in unserem Jahrhundert kein Einzelner, sondern nur eine Organisation herbeiführen. Dazu gehört in erster Linie der Glaube an die Möglichkeit der Reform, das ist der Glaube an den Gott, der aus dem Tod das Leben weckt, und zweitens die Geduld, die man aus dem Studium der Geschichte lernen kann. Pfarrer D. Grünberg-Strasbourg hielt an Stelle des erkrankten Professors D. Drems das einleitende Referat: Die Hauptprobleme der Gemeindeorganisation in der Gegenwart. Als solche kommen in Betracht die durch die moderne Entwicklung gesteigerte Verschiedenheit des religiösen und kirchlichen Interesses der Gemeindeglieder, die starke soziale Differenzierung innerhalb der Gemeinde und der gesteigerte religiöse und kirchliche Subjektivismus. Eine Schema für Gemeindeorganisation kann es nicht geben. Es gilt die durchaus verschiedenen Bedingungen und Bedürfnisse der tatsächlich vorhandenen Gemeindetypen zu berücksichtigen. Weitere Probleme schafft die Beziehung der Einzelgemeinde 1. zur Landeskirche, eine Beziehung, die im Interesse der Sache und Gemeinde nicht einseitig gelöst werden kann, 2. zur Innern Mission, der unter den gegebenen Verhältnissen das Recht einer Not- und Ersatzarbeit zuzugestehen ist, mit der ein geregeltes Zusammenwirken 3. B. im Anstaltswesen möglich und wünschenswert ist und die ein weites Gebiet der religiös-sittlichen Beeinflussung in Lebenskreisen und Lebensformen hat, an die weder Gemeinde noch Kirche erfolgreich herankommen können. Für die Großstadt ergeben sich besondere Probleme der Gemeindeorganisation, zu deren annähernden Lösung eine richtige Dezentralisation (übersehbare Bezirksgemeinde) und eine zweckmäßige Zentralisation (Stadtsynode und Stadtkirchenamt) zusammenwirken müssen. Das Problem der Probleme ist, alle vorhandenen Ideen umzusetzen in den energischen Willen zur Tat. Prof. D. Niebergall verlangte, daß in den Mitteilungen der Konferenz weniger aufgeführt werde, was wir tun könnten, als was andere getan haben, und daß eine Sammlung geschaffen würde, die alles bisher in den verschiedensten Verhältnissen Erreichte mitteilt.

Geh. Sanitätsrat Dr. Brennecke-Magdeburg behandelte am 2. Tage die Frage: „Bedürfnis wir neben den Gemeindeförperschaften noch anderer Organisationen für die Gemeindearbeit?“ Eine gesunde Gemeindeförderung wird nur aus dem religiösen Verlangen der Gemeinde selbst erwachsen. Dies soll geweckt werden durch vom Gemeindeförderungsrat ins Leben gerufene und regelmäßig stattfindende Diskussionsversammlungen, in denen Indifferentismus und Feindschaft gegen die Kirche zu überwinden und ein tieferes Verständnis für das wahre Wesen des Christentums und die Aufgabe der christlichen Gemeinde anzubahnen ist. Erst dann kann die Gemeinde eingeteilt werden in viele kleine Bezirke mit je einem Vertrauensmann, dem auch die organisierte Frauenhilfe zur Seite steht. Die Vertrauensmänner müssen durch regelmäßige Konferenzen in lebendiger Fühlung mit dem Gemeindeförderungsrat, dem Gemeindeförderungshelfer und dem Pfarrer stehen. In der Debatte wies D. Eger-Friedberg darauf hin, daß die Gemeindeförderungsräte seiner Zeit geschaffen worden seien zum Ersatz der kommunalen und anderer Instanzen, die früher für die kirchlichen Verhältnisse Sorge getragen haben. Die geistliche Pflege ist, abgesehen von den reformierten Presbyterien, etwas Neues, in das sie sich erst hineinleben müssen. Justizrat Elze: Die Kirchenverfassung ist gut. Sie muß nur wirklich angewandt werden. Der Fehler liegt in der Arbeitsunlust der Gemeindeglieder.

Prof. D. Schoell-Friedberg sprach am Nachmittag über die Kirchengemeinde und die Jugend: Die Konfirmation ist nicht bloß eine Verpflichtung der Jugend gegenüber der Gemeinde, sondern auch der Gemeinde gegenüber der Jugend. Die Erziehung zur Gotteskindschaft kann der christlichen Gemeinde von keiner andern Organisation zur Jugendpflege abgenommen werden. Sie braucht dazu eine Erziehungsgemeinschaft, Gemeindejugendverein. Gegenüber außergemeindlichen Jugendorganisationen ist Kampfstellung nur da geboten, wo es sich um jugendverderberische

Bereinigungen, wie Vergnügungs- und antireligiöse Vereine handelt. Im übrigen bleiben drei Wege, von denen keiner schlecht hin ideal ist: Mitarbeit in evangelischem Geist unter Verzicht auf einen eigenen Jugendverein oder Arbeitsteilung, so daß etwa der Turnverein die Pflege des Körpers und der Gemeindeverein die Pflege der Seele treibt und beide sich ihre Mitglieder zuführen, oder Mitgliederteilung, so daß jeder Verein in sich selbstständig ist. In letzterem Fall muß der Gemeindeverein möglichst vielseitig arbeiten und die eigentümliche Psyche der in Betracht kommenden Jugend berücksichtigen. Jugendpfleger Stenzel-Frankfurt a. M. gab im Anschluß hieran eine Übersicht über die Organisation des Wartburg-Vereins, der für die evangelische Jugend der ganzen Stadt da ist und doch dafür sorgt, daß die Einzelgemeinde und insbesondere der einzelne Pfarrer mit der im Verein gesammelten Jugend seines Bezirkes in engster Beziehung bleibt. Die Debatte lenkte die Aufmerksamkeit auf die weibliche Jugend und auf die Jugend der gebildeten Stände. Zum Schluß wurde für die Gemeindejugendarbeit ein greifbares Ziel gefordert (etwa Mündigkeitserklärung).

An den Gemeindeabenden zeigte Pfarrer D. Schullerus-Hermannstadt das evangelische Gemeindeleben in Siebenbürgen mit seiner erzieherisch wirkenden kirchlichen Zucht und Ordnung. Pfarrer D. Charles Wagner-Paris schilderte das evangelische Gemeindeleben in Paris mit seiner die soziale Zerküftung überwindenden Macht. Pfarrer Eger-Barmen sprach über das Verhältnis des sogenannten Arbeiters zur Gemeinde und Professor D. Schian-Gießen über die Stellung der übrigen Bevölkerungsschichten zum kirchlichen Leben, wie sie sich aus der verschiedenen Stellung zur Religion ergibt. An D. Sulze, der zum ersten Male der Tagung fern bleiben mußte, wurde ein Telegramm gesandt. Als Ort für die nächste Tagung wurde Hildesheim genannt.

Verschiedenes.

Großbritannien.

Der Verband der deutschen evangelischen Gemeinden in Großbritannien und Irland hielt am 30. April seinen 4. Verbandstag in London ab, zu dem die allermeisten Gemeinden Pfarrer und Kirchenälteste entsandt hatten. Zur Beratung stand das Thema: Die deutschen Auslandsgemeinden und das heranwachsende Geschlecht, ferner die Frage des Kanzelaustausches und der Urlaubsvertretungen sowie des Entwurfs eines Gesangbuchergänzungsheftes. Der Bericht über die letzten 2 Jahre zeigt ein erfreuliches Wachstum der Gemeindetätigkeit; neue Gottes- und Gemeindehäuser sind entstanden, und neue Gemeinden haben sich gebildet. Das ursprünglich für die Georgsgemeinde bestimmte Monatsblatt wird mehr und mehr für alle deutschen Gemeinden ausgebaut und als Organ des Verbandes benützt (Adresse: 33 Little Aliestr., Lemanstr., London E.).

Die Londoner Gemeinden hatten die Gäste in ihrer Mitte aufgenommen, die Marienkirche stellte sich dem Festprediger, Hofprediger Hoffmann aus Stuttgart, zur Verfügung, ein Gemeindeabend, an dem die vereinigten Londoner Kirchenhörsangen, ein Empfang beim deutschen Generalkonsul und einige private Einladungen füllten das Programm.

Im Anschluß an die Tagung fand die 27. Jahresversammlung des Generalkomitees für deutsch-evangelische Seemannsmission statt. Der allgemeine Bericht spricht von der Erweiterung der Arbeit in Liverpool (neues Seemannsheim) und West-Hartlepool (Besetzung); Aberdeen und Glasgow planen ein gleiches. In den Heimen wohnten im Jahr 1911 3636 Seeleute (554 mehr wie 1910); 42 509 verkehrten in den Besatzungszimmern (4017 mehr wie 1910), 1607 nahmen an den Weihnachtsfeiern teil; die wachsende Arbeit erbittet auch wachsende gebende Teilnahme.

Zur Diskussion standen neben dem Haushaltsplan die Frage nach den für Seeleute aufzubewahrenden oder heimzusendenden Geldsummen, die Bibel- und Flugschriftverbreitung und der Vertrieb des „Landlots“, eines durch die Berufsarbeiterkonferenz herausgegebenen Reise-Handbuchs für Seeleute.

Der Orangenbaum und die Orchidee.

Schon seit Tagen regnete es. Immer derselbe langanhaltende, eintönige Regen; Bäume, Sträucher und Blumen waren längst gesättigt und noch immer sang der Regen seine gleichmäßige Melodie: tripp, tripp, tripp, tripp, und so fort, man mochte garnicht zuhören, denn man wurde ärgerlich dabei. Dem dichtbelaubten Orangenbaum, der an der Seite eines Pastos stand, lagen auch schwere Tropfen auf den Blättern. Tief in seinem Gezweig schimmerte etwas; dort hing, beschützt vor dem bösen Wetter, eine zarte lila Orchidee; ihre zarten Wurzeln umklammerten den Baum; aber der Orangenbaum hatte, durch all den vielen Regen, seine gute Laune verloren und mißmutig sprach er zur Orchidee: „Du hast's wohl gut, sitzt drin im Trocknen und ich fange den Regen für Dich ab. Abmehrend schüttelte die Orchidee ihre zarten Glockenblüten: „Ich bin auch nicht Du; denn bekäme ich viel von dem garstigen Regen ab, dann wäre es aus mit mir.“ „Und was schadete das viel, sühest Du doch solch nutzloses Dasein“ antwortete die Orange „sieh mich an, ich blühe und bringe Früchte, an denen sich die Menschen laben, und wenn ich alt bin, so schlagen mich die Menschen ab und ich gebe ihnen noch gutes Holz zum Brennen. Aber Du?“ Reize entgegnete die kleine Orchidee: „Sollest Du Dich nicht täuschen? Ganz so nutzlos, wie Du denkst, ist mein Dasein doch nicht, wenn ich auch kein Brennholz und keine Früchte den Menschen gebe, wie Du. Soll ich Dir etwas von meinem Leben erzählen? Vielleicht merkst Du dann, daß mein Dasein doch nicht so ganz nutzlos ist.“ Der Orangenbaum bewegte bejaugend seine schlaffen Zweige.

„Ich wuchs ursprünglich“ so begann die Orchidee, an einem Baum, tief im dunklen Urwald, wo die Papageien in den Zweigen herumhüpfen und kleine Affchen ihr possierliches Spiel trieben. Der Baum, an welchem ich wuchs, stand weit ab von der Straße und keine Biskade führte an ihm vorüber. So lebte ich lang mein beschauliches Dasein. Da vernahm ich eines Tages die Schläge einer Art und Menschenstimmen. So gut ich konnte, verfrösch ich mich zwischen den Zweigen des Baumes. Von dort sah ich, daß mehrere starke Männer Bäume fällten. Immer näher kamen die drohenden Axtschläge, bis ich merkte, daß auch mein Baum wankte. Er wankte — und fiel. Noch tiefer versteckte ich mich, hoffend nicht entdeckt zu werden. „Si sieh doch, Carl, die schöne Blume, die müssen wir der Marie mitbringen, die mag ja Blumen gern!“ Willenlos ergab ich mich in mein Schicksal. Da faßte mich auch schon eine große Hand löste, meine Wurzeln von dem Ast, wickelte mich in ein rotes Tuch und ich sah nichts mehr! Keinen blauen Himmel, keine grünen Bäume, keine helle Sonne — nur ein leuchtendrotes Etwas — das Tuch. Es dauerte nicht allzulang, da nahm man mich heraus und legte mich vorsichtig auf etwas Weiches; ich sah nun, daß es ein Bett war, in dem eine blasse Frau lag, die die Augen festgeschlossen hatte; nach einer Weile öffnete sie dieselben und als sie mich gewahrte, flog ein Lächeln über ihr abgezeichnetes Gesicht „die schöne Blume“ sagte sie und sah ihren Mann dankbar an. Der Mann mit der großen Hand, der mich dorthin gebracht hatte, erzählte nun, wie weit sie mit der Arbeit seien, wo er mich gefunden hätte usw. Die Kranke hörte mit geschlossenen Augen zu, nur zu weilen fuhr ihre Hand wie lieblosend, über mich hin. Später kam ich in ein buntes Glas auf ein kleines Tischchen am Bett der Kranken; jeden Tag sahen mich ihre großen, dunklen Augen freundlich an. Oft strich sie mit den Händen über meine Blüten, das tat mir so wohl, daß ich meine grüne Waldeinsamkeit da draußen vergaß. Dann aber kam ein Tag, wo sie die Augen nimmer auf-tun wollte und der Mann mit den großen Händen weinte so bitterlich. Viele, viele Menschen kamen in die Stube, sie hatten alle so traurige Gesichter, beugten sich über meine liebe, blasse Kranke, streichelten sie und legten Blumen auf ihr Bett. Ich stand betrübt in meinem Glase und wußte nicht, was dies alles bedeuten sollte; man hatte mir ja heute kein frisches Wasser gegeben und die Menschen sprachen alle vom Tod; wer oder was dies sei wußte ich nicht, bis ich merkte, daß todsich das hieß, wenn jemand so starr daliegt und die Augen gar nimmer aufmacht. Zuletzt wurde die blasse Frau hinausgetragen. Ich blieb einsam in meinem Glase zurück. — Am Abend stand dann

der Mann mit den großen Händen vor mir und murmelte: „Kleine Orchidee, Du hast meiner lieben Marie durch Deine Schönheit soviel Freude bereitet, Du sollst hier nicht verwelken!“ Behutsam nahm er mich aus dem Glas, ging über einen weiten, grünen Pasto und brachte mich hierher zu Dir. Sag' war mein Leben und Blühen nun so ganz unnütz? Nein, sagte der Orangenbaum und streckte seine Zweige, als suchte er die Sonne und als ahue die Sonne seine Sehnsucht trat sie aus den Wolken hervorstrahlend — wärmend! Die kleine Orchidee aber nickte der Sonne zu und dachte der blassen Frau dort oben. A. S.

Eine Urwaldsreise in Neu-Guinea.

(Von Missionar W. Diehl.)

Sie faßten sich an den Hals, wachten die Gebärde des Sterbens und wiederholten immer wieder das Wort »hausie«. Was das bedeutete, wußte natürlich keiner von uns. Als wir kurz darauf in ein Dorf kamen, bedeutete ich ihnen, daß sie zurückkehren könnten, wenn sie uns andere Führer besorgten. Ihre Zeichensprache, daß hier kein Mensch wohne, half ihnen nichts, zumal wir in einem Haus Feuer sahen und sich auch auf dem Dorfplatz frische Fußspuren erkennen ließen. Nach zweistündigem Aufenthalt kamen dann endlich auf ihr lautes Rufen zwei junge Männer, die uns weiterführten. Hocherfreut über die bunten Perlen, die ich ihnen gab, zogen dann die früheren Führer zurück, nachdem sie noch lebhaft auf die neuen eingeredet hatten. Wer weiß, was sie ihnen von uns gesagt haben! Wir folgten einem sumpfigen Flußbett, einem Nebenfluß des Ramu, mußten dabei aber ab und zu bis an den Leib durchs Wasser gehen, sodaß mir meine Schuhe total aus dem Beim gingen. Kurz vor Dunkelheit kamen wir bei einigen Hütten an. Ein Mann, der im Dorf war, suchte sofort das Weite. Ein anderer, der eben vom Felde kam, rannte, als er uns sah, gleichfalls, wie besessen, in den Wald zurück, und auch unsere beiden Führer verschwanden im Dunkel des Waldes.

So saßen wir nun ganz allein in der großen, fremden Ramu-Ebene, und meinen Jungen war das Weinen näher als Lachen. Bald brach die Nacht herein, und was sie uns bringen würde, wußten wir nicht, zumal wir die Gesinnung der Ramu-Bewohner uns gegenüber nicht kannten. Das Haus, in dem wir unser Nachtlager aufgeschlagen hatten, — es war eigentlich nur ein Dach —, lag dicht am Waldestrand. Vor uns dehnte sich eine große Grasfläche aus, und dahinter ragte das Bismarckgebirge hervor. Nachdem wir abgeköcht hatten, hielt ich mit den Jungen Andacht und ging dann zur Ruhe. Im Bett liegend hörte ich den Gesprächen zu, die die Jungen führten. Aus Angst wollte keiner schlafen. „Ob wir unser Heimatdorf noch einmal wiedersehen?“ meinte einer. „Es ist doch gut, daß hier viele Moskiten sind, die uns nicht zum schlafen kommen lassen,“ sagte ein anderer. Ihre Angst wurde aber noch größer, als im Walde einige Zweige knackten und mein Hund laut anschlug. „Jetzt werden wir überfallen,“ dachte jeder. Doch es war nur ein Dorfschwein, das um die Hütte herumknapperte.

Beim Morgengrauen waren wir alle auf den Beinen und dankten Gott, daß er uns väterlich beschützt hatte. Da vom Dorfe aus ein kleiner Pfad in der Richtung auf den Ramu zu führte, folgten wir diesem, bis er in einem Feld endete. Nun war guter Rat teuer! Umkehren war nutzlos, da wir ja doch keinen Menschen treffen würden. Da wir nach meiner Meinung ganz nahe am Ramu waren, entschlossen wir uns, uns mit unseren Buschmessern selbst einen Weg weiter zu bahnen. Daß der Ramu hier einen großen Bogen nach Westen machte, wußten wir ja nicht. Wir schlugen also frisch darauf los und kamen auch verhältnismäßig schnell voran. Doch bald wurde die Sache ungemütlich, da an Stelle des bisherigen schönen Unterholzes stacheliges Gestrüpp trat, das einem bald ein Loch in die Hufe riß, bald einem die Hand verfrakte. So ging es weiter bis gegen Mittag. Um festzustellen, ob wir die rechte Richtung innehielten, ließ ich einen Jungen einen hohen Baum ersteigen, um Umschau zu halten. Nach seiner Aussage war die Richtung gut, und wir mußten bald am Ramu sein. Beim Abstieg wäre der Junge beinahe gefallen. Böse, große Ameisen hatten ihn überfallen und

so stark zugelegt, daß er vor Schmerzen laut heulte. Ich befürchtete schon, daß er von einer Giftschlange gebissen worden sei. Etwas später standen wir statt am Ramu an einem sumpfigen Nebenfluß, der nicht zu passieren war, und der uns zu einem Umweg zwang. Leider verirrte sich hier noch einer meiner Jungen, der zurückgeblieben war und uns nicht fand. Durch Gewehrschüsse, die ich gerne vermieden hätte, mußten wir ihm zu erkennen geben, wo wir waren.

Endlich lichtete sich der Wald, und bald waren wir endlich wieder am Ramu, der hier recht tief war und eine starke Strömung hatte. Auf die andere Seite zu gelangen, war hier unmöglich. Also weiter am Ufer entlang. Streckenweise ging es auch ganz gut; da war schöner Sandstrand. Aber dann wurde das Ufer wieder ganz steil, so daß man in Gefahr war, in den Fluß zu rutschen. Oben war das Ufer dicht mit wildem Zuckerrohr bewachsen. An einer Stelle mußten wir einen scheinbar ausgetrockneten Nebenfluß überschreiten. Aber als ich einige Schritte getan hatte, sank ich so tief in den Morast, daß ich weder vorwärts noch rückwärts konnte. Mit Hilfe einigen kleiner Baumstämme, die mir die Jungen herbeiholten, konnte ich mir heraushelfen und das andere Ufer erreichen. Gegen Abend erreichten wir ein kleines Haus, wohl eine Fischerhütte, in der wir unser Nachtlager aufschlugen. Einer meiner Jungen, den ich mit anderen auf die Suche nach einem Dorfe geschickt hatte, hatte das Glück, drei Krontauben zu fischen, die uns allen ein gutes Abendessen lieferten. Daß die Gegend bewohnt war, zeigten uns die vielen Fußspuren am Fluß und das Hundegewühl, das wir bis spät in die Nacht von allen Seiten hörten. Wie gerne hätten wir den Leuten gesagt, was uns in ihre Gegend getrieben hatte, und daß sie uns nicht nicht zu fürchten brauchten. Aber kein Mensch ließ sich blicken. Ohne Führer mußten wir auch am nächsten Morgen weitermarschieren, ohne Weg und ohne Steg zu kennen. Nachte der Ramu einen größeren Bogen, dann kürzten wir diesen ab, indem wir uns quer durch den Busch einen Weg bahnten, bis wir wieder an den Fluß kamen. Gegen 11 Uhr trafen wir einen kleinen Pfad, der uns in ein Damsfeld führte. Schon waren wir beinahe durch das ganze Feld hindurch, da entdeckte einer meiner Jungen einen jungen Mann, der sich bei unserer Annäherung im Gebüsch versteckt hatte. Als dieser mich erblickte, versuchte er wegzulaufen, was ihm aber nicht gelang, da ihn die Jungen festhielten. Dafür fing er ganz furchtbar an zu schreien und war durch nichts zu beruhigen. Jedenfalls dachte er, daß sein letztes Stündchen gekommen sei. Denn als ich ihm zur Beruhigung meine Hand auf seinen Brustkorb legen wollte, duckte er sich nieder, als erwarte er den Todesstreich und schrie dabei ganz jämmerlich. Da absolut nichts mit ihm anzufangen war, ließen wir ihn laufen. Wir machten natürlich, daß wir aus dem Staube kamen. Denn es war zu erwarten, daß auf das Geschrei hin alle waffenfähige Männer zusammeneilten, um den Unglücklichen aus den vermeintlichen Mörderhänden zu retten. Während wir nun so durch hohes, wildes Zuckerrohr, das sehr dürr und trocken war, hindurcheilten, packte mich doch die Angst. Denn hätten die Leute das Zuckerrohr in Brand gesteckt, dann wären wir rettungslos verloren gewesen. Doch göttlich erreichten wir nach kurzer Zeit wohlbehalten, wenn auch in Schweiß gebadet, das Ramu-Ufer. Aber auf der anderen Seite war es inzwischen auch lebendig geworden. Das Geschrei des jungen Mannes hatte wirklich eine ganze Anzahl bewaffnete Männer herbeigerufen, die uns nun in recht drohender Haltung am anderen Ufer gegenüberstanden. Unter ihnen befand sich der junge Schreier, der, nachdem wir ihn losgelassen hatten, offenbar schnell mit einem Kanu über den Fluß gefahren war. Das Kanu sahen wir am Strande stehen. Als uns die Männer sahen, fingen sie laut an zu sprechen und zu rufen. Wir freuten uns doch, durch den tiefen Fluß von ihnen getrennt zu sein. Wer weiß, was sonst geschehen wäre! Um ihnen zu zeigen, daß wir ihnen friedlich gesinnt seien, gab ich ihnen durch Winken zu verstehen, sie möchten herüberkommen und uns den Weg nach Nainbana zeigen. Sie antworteten mir wohl, aber was, konnte ich ja nicht verstehen. Ohne uns dann weiter um sie zu bekümmern, zogen wir unseres Weges weiter. Sie folgten uns mindestens eine halbe Stunde lang, blieben aber dann doch bei einer Flußkrümmung zurück, nachdem sie uns noch einiges zugerufen hatten. Gegen Abend schlugen wir am Flußufer unser Nachtlager auf, d. h. wir stellten aus Baumzweigen und Blättern ein Dach her, das uns vor Regen schützen sollte. Vor Dunkelwerden konnte ich noch einen schönen, großen Baumbären schlafen, den meine Jungen mit großem Wohlbehagen verzehrten.

Da wir von hier aus die uns bereits bekannten Berge bei

Nainbana, diesseits der Ramu-Ebene, gut sehen konnten, und es uns doch sehr fraglich erschien, ob wir überhaupt noch Leute antreffen und einen Führer bekommen würden, entschlossen wir uns am nächsten Morgen den Rückmarsch quer durch die Ramu-Ebene anzutreten. Den Weg mußten wir uns natürlich mit dem Messer bahnen. Meine größte Sorge war, ob wir auf diesem Wege auch Trinkwasser finden würden. Zur Vorsicht ließ ich in Bambusröhren Wasser aus dem Ramu mitnehmen. Daß es sehr lehmig war, machte ja nichts, auch hatten wir ja schon mehrere Tage unseren Durst damit gestillt, und es war uns recht gut bekommen. Daß es heimwärts ging, machte meinen Jungen neuen Mut, und mit wahren Heldenmut bahnten sie mit ihren Messern den Weg. Doch bald erlahmte der Eifer, als sich ein Hindernis nach dem anderen uns in den Weg stellte. Gegen Mittag gerieten wir nämlich in morastiges Terrain, das mit stacheligen Bäumen so dicht bestanden war, daß ein wahres Halbdunkel herrschte. Kaum konnte man ein Plätzchen zum Ausruhen finden. Zum Entsetzen der Jungen mußten wir uns kurz darauf durch Sagopalmen hindurcharbeiten. Die armen Burschen haben mir leid getan. Alle Augenblicke ertönte ein Schmerzensschrei. Die Blätter der Sagopalme haben nämlich fingerlange, scharfe Stacheln, die durch die harte Fußhülle tief ins Fleisch dringen. Stellenweise lagen die Blätter meterhoch aufeinander. Trotzdem, wir mußten durch. Alle 2 Stunden schickte ich einen Jungen auf einen hohen Baum, um Ausguck zu halten, ob wir die Richtung innehalten. Ich habe mich dabei immer wundern müssen, wie die Jungen klettern können. Sie klettern nicht an dem Stamm selbst hoch sondern an den oft armdicken Ästen, die sich an jedem Stamm emporhängen. Da wir im Laufe des Nachmittages unter einem hohen Baum ein trockenes Plätzchen fanden, ließen wir uns hier für die Nacht häuslich nieder. Wir waren froh und dankten Gott, daß das Gewitter, das den ganzen Nachmittag gerollt hatte, nicht über uns zur Entladung kam. Da wir alle sehr ermüdet waren, schliefen wir die ganze Nacht sehr gut.

Die Jungen wachten mit einem Seufzer auf, als sie durch die herumstehenden Sagopalmen in die nackte Wirklichkeit zurückversetzt wurden, nachdem sie von Schweinefleisch und anderen schönen Dingen geträumt hatten. Zum Glück hörten die Sagopalmen bald auf. Dafür mußten wir uns durch 3—4 m lange Blätter hindurchhauen, deren Ränder und Rippen mit scharfen Stacheln besetzt waren, zwar nicht so lang wie die Sagopalme, aber doch unangenehm, was wir besonders empfanden, wenn uns so ein Blatt durchs Gesicht strich. Gegen Mittag kreuzten wir einen Eingeborenen-Pfad, der uns in ein neu angelegtes Feld führte. In einer in dem Feld befindlichen Hütte hingen 4 Männertaschen und einige Waffen, welche uns zeigten, daß Leute in der Nähe sein mußten. Aber trotzdem wir über eine Stunde warteten, ließ sich kein Mensch sehen, und wir waren gezwungen zu unserem Weg zurückzukehren und uns weiter durchzuschlagen. Im Laufe des Nachmittages wurde das Blättergewirr so dicht, daß es kaum möglich war durchzukommen. Stellenweise standen wir wie vor einer festen Wand. Dazu kam, daß unsere Messer ab und zu in ein Wespennez hineinfuhren, worauf die erbosten Tiere uns umschwärmten und stachen. Ein junger Christ von Bogadjim den ich bei mir hatte fing an zu weinen und sagte: „Was wird meine Frau und mein Kind machen, wenn wir nicht mehr zurückkommen.“ Wir waren wirklich in einer wenig angenehmen Lage. Schritt für Schritt mußte mit dem Messer erkämpft werden. Wenn wir auch mit jedem Schritt der Heimat näher kamen, so waren wir doch immerhin noch fünf Tagereisen von ihr entfernt und wußten nicht, welche Hindernisse sich uns noch in den Weg stellen würden. Ich war der sicheren Zuversicht, daß uns unser treuer Gott trotz aller Schwierigkeiten sicher nach Bogadjim bringen würde, stiegen doch nicht allein in Bogadjim Gebete für uns zu Gott empor.

Gegen Abend wurde das Blättergewirr so dicht, daß die Jungen erklärten, nicht mehr weiter zu können. Da wir aber hier nicht über Nacht bleiben konnten, mußten wir wohl oder übel zu der Feldhütte zurück, in der wir mittags gerastet und auf Leute gewartet hatten. Daß wir die Hütte in einer halben Stunde schon wieder erreichten, läßt erkennen, wie wenig wir den ganzen Nachmittag trotz fleißigen Schlagens vorwärts gekommen waren. In der Hütte lag noch alles so, wie wir es verlassen hatten. Zu meiner großen Freude und Beruhigung brachte mir ein Junge die Nachricht, daß nicht allzuweit von der Hütte ein Wasserloch sei. Wenn das Wasser auch schmutzig und nicht allzuviel vorhanden war, so gab es doch Grund genug zu Lob und Dank. Ich war rechtlich müde, hatte ich doch während des ganzen Weges mit dem Kompaß in der einen und mit dem Messer

in der anderen Hand fortwährend vorn an sein müssen, um die Richtung anzugeben. So schief ich denn die ganze Nacht hindurch ausgezeichnet, trotzdem es mir ins Bett regnete.

Da am andern Tage Sonntag war, ruhten wir, hofften auch, daß im Laufe des Tages sich doch Eingeborene zeigen würden. Gleich am Morgen nach der Andacht schickte ich einige Jungen weg, um die Gegend auszufundtschaften. Denn es war anzunehmen, daß der Weg vom Feld aus in ein Dorf führte. Bald kamen zwei Jungen zurück mit der Nachricht, daß ihnen eine Anzahl bewaffneter Männer auf dem Wege entgegengekommen seien, die aber auf ihren Anruf schnell Reißaus genommen hätten. Nach der anderen Seite führte der Weg in ein anderes Feld. Weiter zu gehen wagten die Jungen nicht. Da das Wasser zur Reize ging und wir auch mit unserem immer kleiner werdenden Reisvorrat rechnen mußten, brachen wir des Mittags auf und bahnten unseren Weg weiter. Da die Jungen geruht und neue Kräfte gesammelt hatten, ging es etwas schneller voran. Zu unserer Freude ließen auch die stacheligen Blätter etwas nach. Dafür mußten wir streckenweise durch sehr dichtstehenden Notang hindurch, was recht schwierig war. Die Zweige, wenn man sie so nennen will, sind mit scharfen Widerhaken versehen, die einem Kleider und Haut zerreißen. Doch ließ auch dieses nachmittags nach, und wir erreichten Hochwald, in dem wir schneller vorwärts kamen. Zu unserer Freude trafen wir kurz vor der Dämmerung einen Bach und an diesem eine Hütte. Um die Freude zu erhöhen, meldete ein Junge vom Baum herunter, daß das Gebirge, dem wir zustrebten, ganz nahe sei. Mit Wohlbehagen gaben wir uns an diesem Abend der Ruhe hin. (Schluß folgt.)

Liebesgaben.

Für das Harmonium in Pommerode gingen ein
 von Erw. Kaiser 2\$. Aug. Klok 2\$. Alb. Diegs 2\$. Fr. Bähr 2\$. Wilh. Bach 2\$. Gust. Drews 3\$. Cl. Stammerjohann 4\$. Wilh. Franz 3\$. A. Buxte 3\$. Herm. Volkmann 3\$. Rob. Wehrmeister 2\$. Friedr. Buxte 2\$. Wilh. Ziehlsdorff 3\$. W. Voigt 2\$. Karl Ziehlsdorff 2\$. Heintz. Haß 5\$. C. Engel 3\$. Aug. Boeder 5\$. Ferd. Steinert 2\$. Wilh. Diegs 4\$. Fr. Boeder 2\$. A. Goede 2\$. Chr. Schlüter 3\$. Alb. Zinke 2\$. Karl Zinke 2\$. Wwe. Kanick 1\$. Wwe. Bast 2\$. Gustav Zinke 3\$. Wwe. Hardt 2\$. Wilh. Klok 2\$. Hugo Klok 4\$. Aug. Zinke 3\$. Wilh. Ramthun 3\$. Herm. Ziehlsdorff 3\$. Friedr. Goede 2\$. A. Marquardt 2\$. W. Struß 2\$. Herm. Kohns 2\$. Wilh. Drews 2\$. Wilh. Just 2\$. C. Drews 2\$. Aug. Ehler II 3\$. Bernh. Lüdtke 3\$. Alb. Kanick 3\$. Frau Auguste Kanick 2\$. Fr. Romig 3\$. Fr. Zibell 2\$. L. Dallmann 3\$. Wilh. Radlitz 3\$. Wilh. Borath 4\$. Aug. Konell 5\$. Wwe. Ruch 2\$. Aug. Zibell 3\$. Aug. Biergutz 5\$. Fr. Siewerdt 3\$. Aug. Gall 4\$. Karl Gall 3\$. Heintz. Haß jun. 3\$. C. Günther 5\$. Alb. Horneg 5\$. Rich. Arndt 2\$. Wilh. Maß 2\$. Wwe. Krüger 1\$. L. Zeplin 3\$. Emil Krüger 4\$. Aug. Haß 5\$. Wilh. Upatel 3\$. Zusammen 188\$.
 Den Gebern herzlichen Dank! Bürger, Pfarrer.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 28. Juli, abends 7 Uhr, Gottesdienst in Blumenau, gehalten von Pfarrer Radlach.
 Sonntag, den 18. August, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Blumenau.
 Sonntag, den 25. August, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Garcia.
 Sonntag, den 1. September, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Velha-tiefe; abends 7 Uhr in Blumenau.
 Sonntag, den 8. September, vorm. 10 Uhr, Gottesd. in Itoupava norte.
 Sonntag, den 22. September, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Gaspar, abends 7 Uhr in Blumenau.
 Sonntag, den 29. September, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Neu-Nußland.
 Sonntag, den 6. Oktober, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Blumenau.
 Sonntag, den 13. Oktober, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Belchior.
 Für die Zeit vom 8. Juli bis 17. August bin ich verreist; meine Vertretung übernehmen in Amtshandlungen die Herren Pfarrer Radlach-Badensfurt und Gabler-Itoupava.

Von Montag, den 19. August, ab findet jeden Montag Nachmittag in der Kirche zu Blumenau Religionsunterricht für die evangelischen Kinder der Regierungs- und Klosterschulen statt von 2—3 Uhr.

Pfarrer Liebhold.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Luiz Alves (Seraphim).
 Sonntag, den 14. Juli, Gottesdienst in Itoupava (Kirchweihfest), nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.
 Sonntag, den 21. Juli, Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden und Feier des heiligen Abendmahls in Massaranduba, Schule bei Witte.
 Sonntag, den 28. Juli, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst in Itoupava Rega, mittlere Schule, nachm. 2 Uhr in Brago do Sul.
 Sonntag, den 4. August, Gottesdienst in Fidelis.
 Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Itoupava, nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Timbo. Darnach Singen mit den nächsten Konfirmanden. Nachmittags 3 Uhr Gottesdienst in der Obermulde.
 Sonntag, den 14. Juli, Gottesdienst in Beneditto-Rovo (Schule bei Klemens Krehlschmar).
 Sonntag, den 21. Juli, Gottesdienst in Rio Abda. Danach Konfirmandenunterricht.
 Sonntag, den 28. Juli, Gottesdienst in Santa Maria.
 Sonntag, den 4. August, Gottesdienst in Carijos; danach Singen mit den nächsten Konfirmanden.
 Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Cedro Alto.
 Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in Timbo; danach Singen mit den nächsten Konfirmanden.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Itoupavazinha, nachmittags Jugendunterricht in Badensfurt.
 Sonntag, den 14. Juli, Gottesdienst in Central Rio do Testo, Schule bei Koch.
 Sonntag, den 21. Juli, Gottesdienst in Badensfurt, Feier des heiligen Abendmahls; nachm. Jugendunterricht.
 Sonntag, den 28. Juli, Gottesdienst in Central Rio do Testo, Schule bei Koch.
 Sonntag, den 4. August, Gottesdienst in Alto Rio do Testo.
 Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Itoupavazinha, Feier des heiligen Abendmahls; nachm. Jugendunterricht in Badensfurt.
 Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in Fortaleza; danach Einführung des neugewählten Kirchenvorstandes.

Radlach, Pfarrer.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Rio da Luz.
 Sonntag, den 14. Juli, Gottesdienst in Obere Rega.
 Sonntag, den 21. Juli, Gottesdienst in Pommerode.
 Sonntag, den 4. August, Gottesdienst in Rio Serro.
 Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Rio da Luz.
 Sonntag, den 18. August, Gottesdienst in Ribeirão Grande.

Pfarrer Bürger.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 7. Juli, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 14. Juli, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 21. Juli, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 28. Juli, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 4. August, Gottesdienst in Brusque.
 Sonntag, den 11. August, Gottesdienst in Brusque.

Pfarrer Hobus.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 7. Juli, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 14. Juli, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 14. Juli, 10 Uhr, Gottesdienst in Balhoga.
 Sonntag, den 21. Juli, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 28. Juli, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro.
 Sonntag, den 4. August, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 11. August, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 11. August, 10 Uhr, Gottesdienst in Balhoga.
 Sonntag, den 18. August, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
 Sonntag, den 25. August, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro.

Pfarrer von Gehlen.

Verantwortlicher Schriftleiter: W. Mummelthay.

Druckerei des Arwaldsboten, Blumenau, Santa Catharina, Südbrasilien.